

Kam'rad Hinfesuf.

Skizze von Carl Ruffe.

In Polajeno hatte sich ein junger Arzt zu den drei schon vorhandenen niedergelassen, hatte ein paar Büsten gemacht und wartete nun sehnlich auf die Patienten, die da kommen sollten. Eines Tages hörte er im Hausflur Schritte, die merkwürdig klangen. Im nächsten Augenblick klopfte es. In sein Zimmer trat ein langer und mächtiger Kerl, mit rothem Gesicht, einem Bart, wie der alte Kaiser ihn trug, und einem Holzbein. Die Militärmütze sah schief auf dem Kopfe. Er stellte sich in Positur, grüßte militärisch und sagte kurz: „Melde gehorsamt: Kam'rad Hinfesuf!“

„Sie wünschen? Wo fehlt es denn? Sind Sie krank?“

„Zu Befehl: nein!“

„Ja, Herr... Hinfesuf, was verschafft mir denn die Ehre?“

Kam'rad Hinfesuf ließ die Hand von der Mütze sinken.

„Herr Doktor sind Militär.“

„Im... allerdings!“

„Zuletzt in Brandenburg... Feldartillerie... braves Regiment... ausgezeichnet geschlagen... tenne das... Reh, Herr Doktor... ich sage nur Weg!“

Der Arzt lachte. „Davon weiß ich nichts, mein Vetter. Da war ich gerade sechs Jahre!“

„Aber ich! Wie Sie mich sehen, bin ich ein Veteran! Wie Sie mich sehen, habe ich das einige Deutschland mitgeschaffen! Mein Bein ist mir dabei um die Ecke gegangen. Allen für's Vaterland!“

Das Gesicht des Arztes war etwas länger geworden.

„Sehr interessant, Herr Hinfesuf — was das auch bei Weg?“

„Zu Befehl, nein! Das war bei Sedan, billiger mach' ich nicht! Mein Bein hat mich verlassen — schön! Dafür habe ich den Trost, daß wir gleich dafür Rache genommen und den „Mosjö Versteht-du-mir“, den Napoleon gefangen haben.“

Die Augen des Anwalts leuchteten. Er sah, wie der Arzt in der Tasche suchte.

„Hat mich sehr gefreut! Vielleicht — hm, trinken Sie ein Gläschen — zur Erinnerung. Da, mein Vetter!“

Er drückte ihm ein Marstüch in die Hand.

„Danke gehorsamt! Aber der Herr Doktor müssen nicht glauben, daß ich desweges kam. Nehme sonst nichts, fragen Sie Neben. Von einem Kameraden jedoch — danke ergeben.“

Schmügelnd ließ er das Gläschen verschwinden.

„Und wenn der Herr Doktor mit eine große Bitte erfüllen wollen —“

„Ja, was denn noch, Herr Hinfesuf?“

„Dann sage der Herr Doktor nicht Heer Hinfesuf, sondern Kamerad Hinfesuf. Das „Herr“ gibt mir immer einen Stich durch's Herz!“

Lachend ward die Bitte bewilligt. Ein nochmaliger Dank. Dann kommandierte der Anwalt:

„Aufstehn! Stillgestanden! Präsentiert das Gewehr!“

Es klappte vorzüglich.

„Ganzes Bataillon — fecht! Marsch!“

Und so ging's hinaus.

Als der Arzt später einigen Bekannten den „Kamerad Hinfesuf“ erzählen wollte, sah er auf allen Gesichtern ein Schmunzeln. Er hörte Manderlei.

Kam'rad Hinfesuf war erstens niemals Soldat gewesen. Er hatte sein Bein bei irgend einer Gelegenheit verloren, nach der ganzbarsten Meinung in einer Fabrik, in der er früher gearbeitet hatte. Nun lag er seit Jahren seiner Tochter auf dem Halbe, die in und außer dem Hause schneiderte. Sie hielt ihn knapp und mußte es wohl, wenn sie selbst nicht verbüßern wollte. Er hatte gerade kein Essen bei ihr und ein abgetheiltes Zimmerchen, wo er schlief.

Nun brauchte jedoch Kam'rad Hinfesuf noch Manderlei. Vor Allem tagtäglich ein geküßtes Mädchen, „damit mein Holzbein nicht trocken wird und ausdörret, weil es sonst bricht und splittert — Sie verstehen!“ Da muß man immer so'n kleines bißchen gießen!

So goß er denn. Ihm zur Ehre sei's gesagt: eigentlich betrunken war er nie. Höchstens am Sedantage schlug er mal über die Stränge: „Ausfreude, daß wir den Mosjö Versteht-Du-mir so gefangen haben. Das war Rache für mein Bein!“

Das Geld zu dem täglichen „Quantum“ verschaffte er sich auf eine sehr einfache Weise. Er machte die Runde beim Kriegerverein. Beim Vorstehenden angefangen, suchte er alle „Kameraden“ heim. Natürlich bettete er nicht. Er „melbete“ sich nur gehorsamt, und zwar auf den Tag genau alle sechs Wochen bei dem Einzelnen. Der Eine stieß ihm ein paar Groschen in die Hand, der Zweite verbandte ihn zu Gängen — kurz und gut, „Kam'rad Hinfesuf“ schwamm immer oben auf.

„Wenn Sie kein Lump sind, Mann“, sagte der Vorsteher des Kriegervereins einmal zu ihm, „so sind Sie doch ein Lumpchen. Zum Schodschibretts, Sie fehlen dem lieben Herrgott ja die Tage!“

Kam'rad Hinfesuf war in seiner Ehre gekränkt.

Grimmig stieß er davon. „Ein Lumpchen“ Injurte er. „Ich werd's Ihnen noch zeigen, was ich bin!“

So kam das Sedantage von 1895 heran, das als fünfzigjährig-jähriger Gedenktage auch in Polajeno doppelt reger gefeiert werden sollte. Kamerad Hinfesuf war schon seit Jahren unruhig, wenn der zweite September heranrückte. Im wiederholte diesmal läßt sich denken.

Denn der 2. September oder vielmehr der Abend vorher bürdete ihm große Verantwortung auf. Da sollte er seine Soldatenmütze auf und begab sich, das „Quantum“ im Leibe, gemessenen Schrittes zum Vereinslokal des Kriegerverbandes, der sich zum Zapfenstreich sammelte. Und wenn's dann mit Trommeln und Pfeifen losging, setzte er sich an die Spitze des Zuges, mit seinem Krückstock schaute er die Jungen fort, machte Platz für den Zug, säuberte die Straße.

Für den Zapfenstreich, der am Abend des 1. September 1895 erfolgen sollte, waren große Vorbereitungen getroffen. Die Oberklasse des Gymnasiums sollte am Zuge teilnehmen, und die Schüler sollten Pechfäden tragen.

Als der Abend kam, war nicht nur die ganze Stadt auf den Beinen, sondern bis weitther aus der Umgegend waren die Gutsbesitzer heringekommen.

Schon um fünf Uhr Nachmittags zog Kam'rad Hinfesuf seinen Staatsrock an — es war der ausrangierte Gehrod des Amtsrichters — hing sich eine alte polnische Silbermünze an die Brust und eilte zum Versammlungsort. Sein Gesicht war roth; heut' hatte er sich ein reichliches Quantum genommen.

Es war wirklich keine Kleinigkeit, südlich durch die zum Teil sehr engen Straßen zu kommen. Auf den Bürgersteigen pflüßten und trüfften sich die Zuschauer ab; die Straßenzungen schrien „Wah hoch“, aber selbst ihre Stimmen gingen im Getöse des nahenden Festzuges unter.

Etwas Nehmliches war in Polajeno noch nicht dagewesen. Die Gymnasialisten marschirten mit den flammenden, schräg gehaltenen Fackeln voran, und in Schritt und Tritt, Holz, mit der Fahne, kam dann der Kriegerverband zu beiden Seiten. hinterdrein wogte das Volk, Lehrburschen, Frauen, Kinder — Alles, was Beine hatte.

Kam'rad Hinfesuf war selbstverständlich erster.

Kataplän, rataplän... immer weiter dröhnte es. Der Zug bog in die Kirchgasse. Sie war eng. Hier stand der mit zwei prächtigen Rappen bespannte Wagen eines der ersten zum Festzug heringekommenen Gutsbesitzer. Raun tornte der Reutscher die feurigen Thiere jügelnd.

„Undrenn... aus dem Wege... wird das?“ schrie Kam'rad Hinfesuf. Der Reutscher flüchte, wollte wenden.

Da trommelte die Trommeln stärker, höher pflüßten die Fackeln, die Fackeln löckten, Geschie, Geschie... Mit aller Kraft legte sich der Reutscher in die Zügel. Vergebens. Schien gemacht durch die Muffel, die Flammen, die Menge, den Lärm, bäumten die Rappen auf, sie gehorchten dem Jügel nicht mehr und rasten, dahder Wagen nur so schleuderte, über das holprige Pflaster, gerade auf den Zug zu.

Entsetzensschrei! Ein Unglück schien unvermeidlich, die Gymnasialisten rannnten mit den Fackeln in die Menge. Im nächsten Augenblick mußte Schredliches geschehen.

Da sah man, wie ein mächtiger Kerl sich den rasenden Säulen entgegenwarf. Achtung... Platz da...! Es war die heifere Stimme von Kam'rad Hinfesuf. Er hing am Jügel, ward hochgerissen, in der gegenständlichen Fackelbeleuchtung sah man wie er hochloft... jäh setzte die Muffel aus.

Dann ein einziger Schrei. Mit dumpfem Krach schlug Kamerad Hinfesuf hin, die Säule, der Wagen über ihn hinweg... aber schon hatten zwanzig Hände nach den Jügeln gegriffen. Niedergelassen sanken die Säule zitternd, schäumend in die Arie. Die Gefahr war vorüber...

Blutend, besinnungslos lag Kam'rad Hinfesuf auf dem Pflaster.

Man hob ihn auf und trug ihn nach Hause. Die Tochter war nicht da. So legte man ihn auf's Bett und holte den nächsten Arzt. Es war der junge Doktor, dem der „Kriegskam'rad“ die Wüste abgestattet.

Er untersuchte und schüttelte den Kopf. Schwere innere Verletzungen liehen keinen Zweifel zu, daß es mit Kam'rad Hinfesuf so gut wie aus war.

Er lag noch immer besinnungslos. Der Zapfenstreich, war nach einer Pause weitergegangen. Kataplän, rataplän, tönten die Trommeln wieder. Der Zug mußte an dem Hause, in dem der Kranke lag, noch vorbei.

Da erwachte Kam'rad Hinfesuf. Er stöhnte leise. Mit großen, immer größer werdenden Augen hörte er auf die Muffel, die näher kam. Allmählich erst erinnerte er sich des Vorgeschehenen. Ein Lächeln flog über sein rothes Gesicht. „Ich werde... ihnen... noch zeigen“, brummelte er für sich.

Als der Arzt am nächsten Morgen das Haus betrat, stand es schüchtern mit dem Pat'enten. „Na, Kam'rad, wie steht's? Wann meln wir uns wieder?“

„Zu Befehl... gar nicht mehr... hier unten! Großer Kopf... nichts zu machen... alte Kriegskam'rad... wiedersehen... auch, auch die Rothhosen... ha's ihnen gezeigt... exu... jez monsieur!“

Er murmelte höhnend vor sich hin. „Lumpchen... Lumpchen!“... Und plötzlich: „Herr Doktor... beim Begräbnis muß der... Kriegerverein... mitgehen... mit der Fahne... Sagen Sie ja!... Herr... Doktor... der Major soll kommen. Soll's einem... alten... Kriegskameraden nicht ab schlagen! Der Major... soll kommen!“

Der Major — im zivilen Verhältniß Professor am Gymnasium — hatte dem Stelzfuß so wie so den Dank des Kriegervereins aussprechen wollen, denn durch sein Dazwischensteigen hatte Kam'rad Hinfesuf ja viel Unglück verhütet.

„Herr... Major! danke... unterthänig! Bin kein Lump... äh... kein Lumpchen... sagen Sie, daß ich... kein Lumpchen bin!“

„Aber was reden Sie denn, Hinfesuf! Ein waderer Kerl sind Sie... haben eine brave That getan. Alle Kameraden danken Ihnen durch mich. Und wenn Sie wieder gesund sind und sich melben, sollen Sie mal sehen!“

Der Kranke strahlte.

„Na... Lumpchen! Der Kriegerverein geht mit... die Fahne... drei Salven... bum, bum, bum! Dann wissen... sie oben... daß ein Kriegskam'rad... ankommt!“

Der Arzt klingelte dem Major zu. Da versprach dieser alles. Selig legte sich Kam'rad Hinfesuf in die Kissen zurück.

Nachmittags wußt' der Arzt noch einmal vorsprechen. Aber er hatte das offizielle Diner vergessen, wo er nicht fehlen durfte. Man war beim zweiten Gang, als er herausgerufen ward. Natürlich in Uniform.

Die Tochter von Kam'rad Hinfesuf, die Schneiderin, stand draußen. „Dem Vater geht's schlecht“, sagte sie.

Als der Arzt die Thür öffnete, hatte der Kranke die Augen geschlossen. Er schlug sie auf. Er sah die Uniform.

Ihn besuchte einer in Uniform, ein Offizier, ein Vorgesetzter! Unnatürlich groß wurden die Augen. Ein Rittgen ging durch den ganzen Körper, ein Rud...

Kam'rad Hinfesuf hatte sich aufgerichtet.

„Achtung!“ schrie er laut. „Präsentiert das Gewehr!“ Er wußt' den Griff machen, griff in die Luft.

„Ruhig!“ mahnte der Arzt.

Aber schon ein Ruckeln und Köcheln, das „Gewehr“ kam nur halb heraus, ein jähes Zurückfallen, ein Sichstrecken, es müßt' er stramm zum großen Appell kommen —

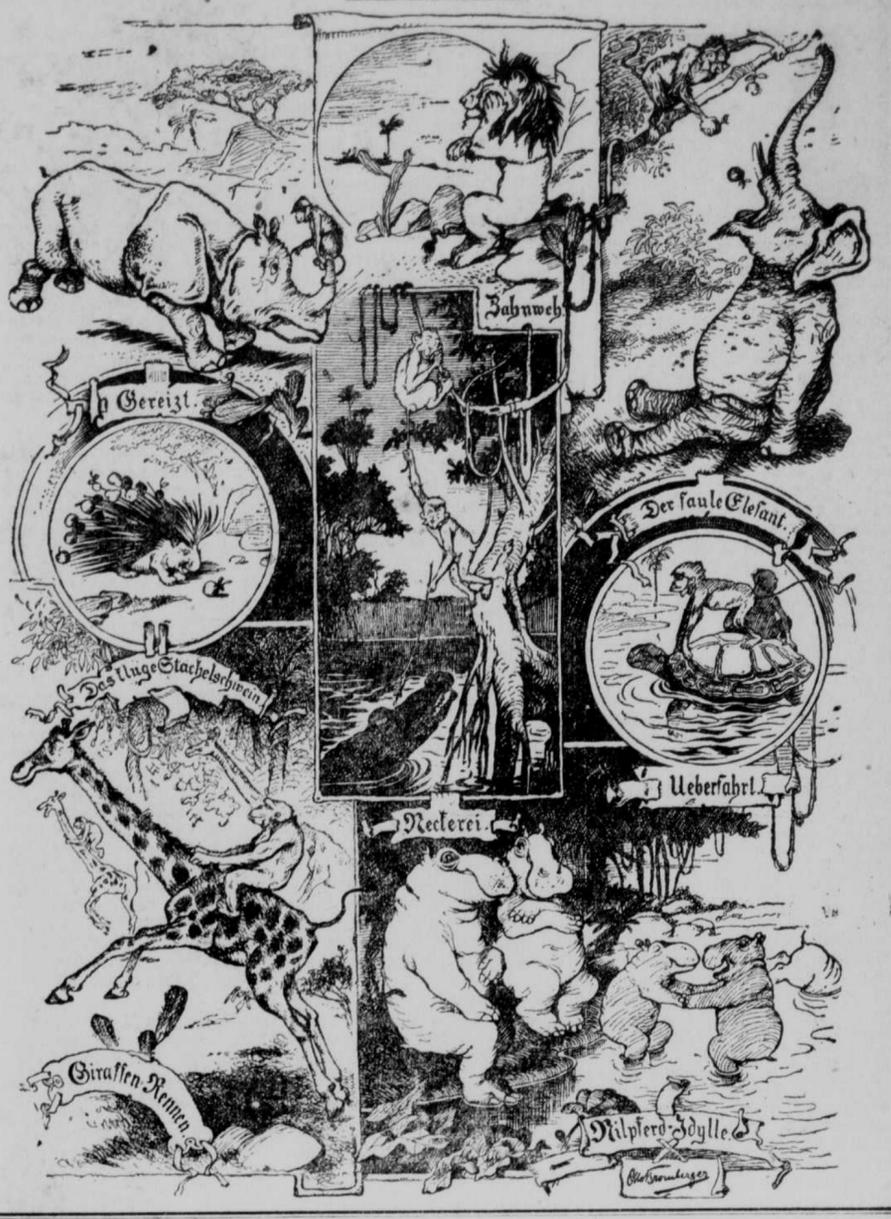
Kam'rad Hinfesuf war nicht mehr. Mit verhöllter Fahne ging hinter seinem Sarge der Kriegerverein. Ein stimmig war die Beisetzung beschlossen worden. Und auch die drei Salven rollten über das Grab dessen, der nie Soldat gewesen war.

Zur Geschichte des Omnibus.

Der Omnibus wird immer mehr vom Dampf und der Elektrizität verdrängt; der Pariser „Gaulois“ widmet daher dem vorbestimmten Vielfahrer bevor dessen Stündlein vollbracht ist, ein Abschiedswort. Bekanntlich ist der Omnibus eine Pariser Erfindung, die seinem Erfinder als dem berühmten Mathematiker Blaise Pascal zugeschrieben wird. Einen Vorläufer hatte der große Vielfahrer in Flandern, der 1645 in Paris eingeführt wurde und seinen Namen davon hat, daß sein Urheber, ein gewisser Souage, in einem Hause mit dem Schilde „Zum großen heiligen Fiatus“, dem Schuppatrone der Gärtner, wohnte. Am 10. Januar 1662 wurde der Gouverneur der Provinz Poitou, Marquis de Sourdes, und der Großmünch von Frankreich durch ein von dem Finanzminister Colbert unterzeichnetes Patent ermächtigt, Wagen in Umlauf zu setzen, „die für eine große Zahl von Personen, wie Sachwalter, Seide oder andere Leute, die nicht die Mittel zur Benutzung von Säuker oder Karossen haben, unendlich bequem sein sollen. Diese Wagen sollen nämlich Gelegenheiten bieten, sich zu einem höchst möglichen Preise befördern zu lassen, dabei immer dieselben Fahrten von einem Pariser Viertel zum andern machen, und zwar die größten zu 5 Sous den Platz, die übrigen billiger, und immer zu einer bestimmten Zeit abfahren gleich viel klein die Zahl der Insassen sein und sogar, wenn sich kein Fahrgast einfinden sollte.“

Diese Wagen waren aber noch nicht für das große Publikum bestimmt, denn in dem Patentbriefe hieß es ausdrücklich, daß Soldaten, Lakaien und andere Leute in Livree, Handlanger und gewöhnliche Arbeiter zu den „erwähnten Karossen“ keinen Einlaß hätten. Am 16. März 1662 wurden die ersten Omnibusse in Paris dem Betrieb übergeben. Madame Perier schickte in einem Briefe an den Marquis de Pomponne das große Ereigniß, das „am Samstag Morgens 7 Uhr mit großer Pracht“ begangen habe. Von den sieben Karossen seien drei nach der Porte St. Antoine, vier nach dem Luxemburgpalast gefandt worden, wo sich verschiedene Beamte in Amtstracht, eine Anzahl Stadtsoldaten, Reiter u. s. w. eingefunden hätten. Die ersten Omnibusse trugen die Farben von Paris, unter Ludwig dem Bierzehnten, goldene Lilien auf himmelblauem Grunde, wurden von bestreuten Reutschern und Lakaien in reichverbrämten Reifendärlen geleitet

Heiteres aus dem Urwald.



und erraten in ihrer Schwereffigkeit den Spot der Pariser, kamen aber eine Laune des Königs plötzlich in Schwung. Ludwig der Bierzehnte verfiel nämlich, als er sich einst mit Madame v. Montepan in Saint-Germain befand, auf den großen Gedanken, sich in höchst eigener Person auf den Kopf einer „carrosse a 5 sols“ zu setzen und selbst Reutscher zu spielen, und am folgenden Tage benutzte die ganze vornehme Welt den Omnibus; aber sie hatte den Sitz neben den Bürgerlichen bald wieder satt, und da diese den großen Herren nichts nachlassen wollten, ging das erste Omnibusunternehmen nach kurzem in die Brüche.

Erst 150 Jahre später tauchte der vielfähige öffentliche Lokomotion wieder auf. 1819 hatte der Polizeipräsident von Paris einen Unternehmer Namens Gobot die Erlaubnis zum Omnibusbetriebe auf den Boulevards und Ruis zu verfaßt, weil durch das häufige Halten dieser Wagen der Straßenverkehr zu sehr gepeert werde. Glücklicher war im Jahre 1828 ein gewisser Baudry, dem das Fahren mit hundert Omnibusen erlaubt wurde. Die erste Omnibuslinie erstreckte sich auf die Boulevards, zog aber erst, als die Herzogin von Berry auf eine Wette hin in einem der Wagen durch die Stadt fuhr. Seitdem wurde der Erfolg immer größer, und alsbald ließen zahlreiche Gesellschaften in jedem Stadtviertel besondere Omnibusse vom Stapel, so die „Dames Blandes“, welche, mit Schimmeln bespannte Wagen, die Trienelles, die zur Umgebung der vierährigen Karossen gelegenen Steuer nur drei Räder besaßen, die Facories, Girouettes, Parisiennes, Gagettes u. s. w. Als Neuerung an den Omnibusen wurden dann 1853 die Dedpöge zu dem ermäßigten Preise von 3 Sous eingeführt, und im Jahre 1855 vereinigten sich sämtliche Pariser Gesellschaften, die sich bis dahin die Spitze geboten hatten, zu der „Compagnie Generale des Omnibus“.

Die Uhr der Mutter.

Skizze von Jenny Hirsch.

Sie hatte die Uhr geliebt, so lange sie denken konnte — und noch früher. Die Tränen des Kindes verriegelten, wenn die Mutter ihm die Uhr entgegendhielt, die kleinen Hände griffen nach der Kette, an welcher die Uhr befestigt war, das Auge des Kindes eroberte sich an dem auf der Rückseite befindlichen Bilde aus Email und Steinen, sein Ohr lauschte aufmerksam der ersten Muffel — dem Ticken der Uhr.

„Uhr“, war das erste Wort, das der Mund des Kindes stammeln lernte; an dem Riffelblatt der Uhr lernte er zählen. Das Wort der Uhr ward der Mutter ein Anknüpfungspunkt, dem Kinde zu erzählen von der Größe des Weltalls, den Werken des Schöpfers, es zum Gottesbewußtsein zu erwecken und zur Furchung des allmächtigen Schöpfers und Erhalters einzuleiten.

An der Uhr lernte das kleine Mädchen das große Geheiß von Ursache und Wirkung kennen, die Uhr ward ihm ein Bild der Ordnung, Pünktlichkeit, Regelmäßigkeit und ein Sporn für die Aneignung dieser Tugenden.

Die Uhr machte die heranwachsende Jungfrau an die Nüchternheit der Zeit. Die Uhr zeigte ihr die Stunde der Einsegnung, die Stunde, wo sie begleitet von den Eltern zum ersten Male zum Altar trat, um das Abendmahl zu empfangen.

Die Uhr zeigte die ersehnte Stunde des ersten Balles und mancher anderen jugendlichen Freude, wie schnell, auch nur wie schnell verlaufen sie und erst und trübe wird die Zeit.

Die Uhr wies die Todesstunde der Eltern und die schwere Stunde, wo sie die Heimath verließ und arm und freudlos in die kalte Fremde zog. Alles, was sie im Vaterhause umgeben, hatte sie hinter sich lassen müssen, von allen durch die Erinnerung geheiligt gehalten als die Uhr. Von ihr verabschiedete sie sich nicht zu trennen, sie war verwachsen mit ihrem Leben.

Hart und rauh, aber auch süß und lodend naheten die Prüfungen dem einsamen, schuflosen, Mädchen — die Noth ist ein gar mächtiger, gefährlicher Bundesgenosse der Sünde. Sie überläubte das Angstliche Klopfen ihres Herzens, brachte die Stimme des Gewissens zum Schweigen — da im letzten Augenblicke ließ sie ganz nahe ihrem Herzen eine andere Stimme vernennen — das Ticken der Uhr, der Warnungstun der Mutter, herüberhörend aus einem anderen Lande! Und sie war gerettet.

Der leise, einförmige Ton wurde zum Glodengeläute, das sie zurückrief in das Paradies der Unschuld, und sie folgte ihm und blieb auf dem Pfade der Tugend und des Rechtes.

Dornenoll war dieser Pfad. Ein Leben voll Mühsal und Entbehrungen war ihr zu Theil geworden: ihre Tage floßen einsam und freudlos dahin; das Alter nahte. Die Uhr war ihre Freundin und Trösterin geworden; sie hatte sich gewöhnt, sie wie ein menschliches Wesen zu betrachten, sie sprach zu ihr und glaubte ihre Antwort zu vernennen.

Die Uhr konnte ihr so viel erzählen. Sie sprach von den Tagen der Kindheit und des Glückes, aber auch von den übermüdeten Leiden und von jener Zukunft, wo es keine Einsame und Verlassene, keine Noth und keine Thränen mehr giebt.

Die letzte Krankheit kam; verpflegt von der kalten Hand der öffentlichen Wohlthätigkeit ging die Arme ihrer letzten Stunde entgegen, in der sie auch nicht die Stimme der Uhr vernennen konnte; die sie vernommen ihr ganzes Leben; mit erstarrenden Fingern zog sie sie noch einmal auf. Die eilige Hand des Todes legt sich auf ihr Herz, es steht still für immer, noch

aber tickt fort und fort die darauf ruhende Uhr.

Mit Staunen findet man die Arme, die stets gedarrt, im Besitze einer goldenen Uhr. Man nimmt ihr einen solchen Luxus beinahe übel, verzeiht ihn aber, da der Erlös dieses unverschafften Nachlasses vielleicht zur Beseitigung der Begräbniskosten ausreicht.

Die Uhr wird verkauft um wenige Gulden, denn sie ist altmodisch, Niemand will sie mehr tragen, ihr Gehäuse ist nur noch gut zum Einschmelzen, sie wird zerbrochen.

Wozu sollte sie auch noch reden? Es ist ja hoch Niemand mehr da, der ihre Stimme versteht, und warum soll das Leben einer Uhr länger währen als das des Menschen, den sie begleitet von der Wiege bis zum Grabe?

Der Rest ist Schweigen.

Sachliches Gesicht.

Meisterin: „Herrjotte, die Milch ist schon wieder fauer.“

Lehrbus (aus sicherer Entfernung): „Warum tielen Sie doch immer rin?“

Sein Repertoire.

Fräulein (zu einem berühmten, im Gesellschaft sehr einflussigen Komiker): „O bitte, erzählen Sie uns doch einen Witz.“

Komiker: „Welchen?“

Die weiß Alles.

„Fräulein Laura, würden Sie von Ihrem künftigen verlangen, daß er hübsch sei?“

„Ach, Herr Schulz! Danach müssen Sie meine Mama fragen!“

Zufunternung.

Richter: „Wie alt sind Sie, Fräulein.“

Zeugin (schweigend):

„Nun, nun? Aber ich bitte Sie, Fräulein, es kann sich doch nur um eine zweifelhafte Zahl handeln!“

Unüberlegt.

Landwirthschaftslehrling (in die Bervalterstube kommend): „Herr Inspektor, der Schäfersmeister aus der Stadt ist da, er möchte den Ochsen leben!“

Bervalter: „Ich komme gleich!“

Aus Kalan.

„Im Orient betrauchen schon Jünglinge von vierzehn Jahren.“

„Das ist noch gar nichts: bei uns hat's sogar einmal einen verheirateten Einjährigen gegeben.“

und erraten in ihrer Schwereffigkeit den Spot der Pariser, kamen aber eine Laune des Königs plötzlich in Schwung. Ludwig der Bierzehnte verfiel nämlich, als er sich einst mit Madame v. Montepan in Saint-Germain befand, auf den großen Gedanken, sich in höchst eigener Person auf den Kopf einer „carrosse a 5 sols“ zu setzen und selbst Reutscher zu spielen, und am folgenden Tage benutzte die ganze vornehme Welt den Omnibus; aber sie hatte den Sitz neben den Bürgerlichen bald wieder satt, und da diese den großen Herren nichts nachlassen wollten, ging das erste Omnibusunternehmen nach kurzem in die Brüche.

Erst 150 Jahre später tauchte der vielfähige öffentliche Lokomotion wieder auf. 1819 hatte der Polizeipräsident von Paris einen Unternehmer Namens Gobot die Erlaubnis zum Omnibusbetriebe auf den Boulevards und Ruis zu verfaßt, weil durch das häufige Halten dieser Wagen der Straßenverkehr zu sehr gepeert werde. Glücklicher war im Jahre 1828 ein gewisser Baudry, dem das Fahren mit hundert Omnibusen erlaubt wurde. Die erste Omnibuslinie erstreckte sich auf die Boulevards, zog aber erst, als die Herzogin von Berry auf eine Wette hin in einem der Wagen durch die Stadt fuhr. Seitdem wurde der Erfolg immer größer, und alsbald ließen zahlreiche Gesellschaften in jedem Stadtviertel besondere Omnibusse vom Stapel, so die „Dames Blandes“, welche, mit Schimmeln bespannte Wagen, die Trienelles, die zur Umgebung der vierährigen Karossen gelegenen Steuer nur drei Räder besaßen, die Facories, Girouettes, Parisiennes, Gagettes u. s. w. Als Neuerung an den Omnibusen wurden dann 1853 die Dedpöge zu dem ermäßigten Preise von 3 Sous eingeführt, und im Jahre 1855 vereinigten sich sämtliche Pariser Gesellschaften, die sich bis dahin die Spitze geboten hatten, zu der „Compagnie Generale des Omnibus“.

Die Uhr der Mutter.

Skizze von Jenny Hirsch.

Sie hatte die Uhr geliebt, so lange sie denken konnte — und noch früher. Die Tränen des Kindes verriegelten, wenn die Mutter ihm die Uhr entgegendhielt, die kleinen Hände griffen nach der Kette, an welcher die Uhr befestigt war, das Auge des Kindes eroberte sich an dem auf der Rückseite befindlichen Bilde aus Email und Steinen, sein Ohr lauschte aufmerksam der ersten Muffel — dem Ticken der Uhr.

„Uhr“, war das erste Wort, das der Mund des Kindes stammeln lernte; an dem Riffelblatt der Uhr lernte er zählen. Das Wort der Uhr ward der Mutter ein Anknüpfungspunkt, dem Kinde zu erzählen von der Größe des Weltalls, den Werken des Schöpfers, es zum Gottesbewußtsein zu erwecken und zur Furchung des allmächtigen Schöpfers und Erhalters einzuleiten.

An der Uhr lernte das kleine Mädchen das große Geheiß von Ursache und Wirkung kennen, die Uhr ward ihm ein Bild der Ordnung, Pünktlichkeit, Regelmäßigkeit und ein Sporn für die Aneignung dieser Tugenden.

Die Uhr machte die heranwachsende Jungfrau an die Nüchternheit der Zeit. Die Uhr zeigte ihr die Stunde der Einsegnung, die Stunde, wo sie begleitet von den Eltern zum ersten Male zum Altar trat, um das Abendmahl zu empfangen.

Die Uhr zeigte die ersehnte Stunde des ersten Balles und mancher anderen jugendlichen Freude, wie schnell, auch nur wie schnell verlaufen sie und erst und trübe wird die Zeit.

Die Uhr wies die Todesstunde der Eltern und die schwere Stunde, wo sie die Heimath verließ und arm und freudlos in die kalte Fremde zog. Alles, was sie im Vaterhause umgeben, hatte sie hinter sich lassen müssen, von allen durch die Erinnerung geheiligt gehalten als die Uhr. Von ihr verabschiedete sie sich nicht zu trennen, sie war verwachsen mit ihrem Leben.

Hart und rauh, aber auch süß und lodend naheten die Prüfungen dem einsamen, schuflosen, Mädchen — die Noth ist ein gar mächtiger, gefährlicher Bundesgenosse der Sünde. Sie überläubte das Angstliche Klopfen ihres Herzens, brachte die Stimme des Gewissens zum Schweigen — da im letzten Augenblicke ließ sie ganz nahe ihrem Herzen eine andere Stimme vernennen — das Ticken der Uhr, der Warnungstun der Mutter, herüberhörend aus einem anderen Lande! Und sie war gerettet.

Der leise, einförmige Ton wurde zum Glodengeläute, das sie zurückrief in das Paradies der Unschuld, und sie folgte ihm und blieb auf dem Pfade der Tugend und des Rechtes.

Dornenoll war dieser Pfad. Ein Leben voll Mühsal und Entbehrungen war ihr zu Theil geworden: ihre Tage floßen einsam und freudlos dahin; das Alter nahte. Die Uhr war ihre Freundin und Trösterin geworden; sie hatte sich gewöhnt, sie wie ein menschliches Wesen zu betrachten, sie sprach zu ihr und glaubte ihre Antwort zu vernennen.

Die Uhr konnte ihr so viel erzählen. Sie sprach von den Tagen der Kindheit und des Glückes, aber auch von den übermüdeten Leiden und von jener Zukunft, wo es keine Einsame und Verlassene, keine Noth und keine Thränen mehr giebt.

Die letzte Krankheit kam; verpflegt von der kalten Hand der öffentlichen Wohlthätigkeit ging die Arme ihrer letzten Stunde entgegen, in der sie auch nicht die Stimme der Uhr vernennen konnte; die sie vernommen ihr ganzes Leben; mit erstarrenden Fingern zog sie sie noch einmal auf. Die eilige Hand des Todes legt sich auf ihr Herz, es steht still für immer, noch

aber tickt fort und fort die darauf ruhende Uhr.

Mit Staunen findet man die Arme, die stets gedarrt, im Besitze einer goldenen Uhr. Man nimmt ihr einen solchen Luxus beinahe übel, verzeiht ihn aber, da der Erlös dieses unverschafften Nachlasses vielleicht zur Beseitigung der Begräbniskosten ausreicht.

Die Uhr wird verkauft um wenige Gulden, denn sie ist altmodisch, Niemand will sie mehr tragen, ihr Gehäuse ist nur noch gut zum Einschmelzen, sie wird zerbrochen.

Wozu sollte sie auch noch reden? Es ist ja hoch Niemand mehr da, der ihre Stimme versteht, und warum soll das Leben einer Uhr länger währen als das des Menschen, den sie begleitet von der Wiege bis zum Grabe?

Der Rest ist Schweigen.